

LUCRETIA GRINDLE

Nur in der Nacht

Buch

Ein Jahr liegt der Mord an ihrer Zwillingsschwester inzwischen zurück – und aus der einst lebenslustigen, erfolgreichen Susannah de Breem ist eine menschenscheue Einzelgängerin geworden. Denn Susannah und ihre Schwester Marina hatten eine ganz besondere Verbindung zueinander, konnten sich wortlos verständigen. Der Mörder wurde nie gefasst.

Doch plötzlich verspürt Susannah wieder jenes eigenartige Kribbeln, das früher den wortlosen Gedankenaustausch der Zwillingsschwestern begleitete. Sie findet einen Strauß weißer Lilien vor der Tür – Marinas Lieblingsblumen! Wochenlang klingelt genau um Mitternacht Susannahs Telefon. Als sie eines Morgens schließlich sogar feststellen muss, dass in der Nacht jemand in ihre Wohnung eingedrungen ist und ihr eine Haarlocke abgeschnitten hat, nimmt Susannah Kontakt zu dem Detective auf, der ein Jahr zuvor den Mord an Marina untersuchte. Und sie kehrt zurück nach Georgia in ihre Heimatstadt. Eines scheint jetzt unausweichlich: eine Reise in die Vergangenheit – zu den tödlichen Geheimnissen eines lang vergessenen Sommers...

Autorin

Lucretia Grindle, geboren in Sherborn, Massachusetts, promovierte am Dartmouth College und arbeitete einige Jahre als Journalistin in England, Kanada und den USA. Heute lebt sie mit ihrem Ehemann abwechselnd im englischen Devon und in ihrem Heimatstaat Massachusetts. »Nur in der Nacht« ist ihr fulminanter und hoch gelobter Debütroman.

*Der nächste Roman von Lucretia Grindle ist bei
Blanvalet bereits in Vorbereitung.*

Lucretia Grindle
Nur in der Nacht

Roman

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»The Nightspinners« bei Random House,
a division of Random House Inc., New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2007 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Lucretia W. Grindle

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
Limes Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagfoto: © nato kino

LW · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-36743-6

www.blanvalet-verlag.de

1

Shoo Fly. So nannte mich meine Mutter immer. Shoo Fly Pie. Wie in dem Kinderlied: *Shoo, Fly – don't bother me, I belong to somebody*. Noch heute höre ich sie in den Südstaatennächten meiner Kindheit singen, Nächten, die nie so sauber und klar waren wie oben im Norden, sondern immer schwül und belebt von Glühwürmchen und Nachtfaltern und unzähligen anderen Wesen, die sich wuselnd durchs Dunkel winden.

Immer wenn ich an diese Nächte zurückdenke, höre ich meine Mutter singen. Sie steht in der Küche, unverrückbar, so als wären die Sohlen ihrer Stoffturnschuhe fest im Lino-leumboden verankert. Die Hände, schmal und langfingrig, bewegen sich rhythmisch und wie von selbst, fast wie die eines Roboters. Sie kocht ein. Ganze Pfirsiche, glitschig und sonnengelb, wandern in die Einmachgläser und werden mit Sirup übergossen, der an der Haut klebt und brennt, wenn man ihn verschüttet. Sie überstreut ihn mit rot-grün gesprenkelten, scharf gepfefferten Piccalilli. Und dabei singt sie.

Der dünne, zuversichtliche Sopran schlängelt sich durch das ganze Haus. Ihre klare, manchmal nicht ganz tonsichere Stimme harmoniert nicht mit Georgia. Sie passt so gar nicht zu den langen, grünen Feldern ringsum, zu dem roten Staub auf der Straße, zu den sonnenverglühten Scheunenwänden oder dem trägen Quietschen der Fliegentür. Sie ist kein tiefer, dröhnender Bass, auch nicht der süße, getragene Flug eines baptistischen Kirchenliedes oder eine traurige, langsame Saxophonballade. Ihre Stimme ist keine Messerwunde. Sie ist einfach nur da, leicht melancholisch, aber nicht wirklich schmerzerfüllt, so wie ein Schnitt an

einem Grashalm, der unangenehm brennt und den man darum nicht vergessen kann.

»*Shoo Fly*«, singt meine Mutter, und manchmal habe ich nachts das Gefühl, dass sie mich damit ruft. Für Marina hatte meine Mutter keinen Kosenamen. Ich weiß nicht genau, warum, vielleicht hat ihr Marinas Taufname genügt, vielleicht war er ihr abgehoben genug für Petamill, Georgia. Wir hätten viel, viel lieber Sue-Ellen geheißen. Carla-Louise. Mary. Daisy. Oder, am allerbesten, Elizabeth-Anne. Aber nein, wir waren mit unseren Namen geschlagen, Marina und Susannah, der lebende Beweis für den unerschütterlichen Optimismus unserer Mutter, die gegen jede Wahrscheinlichkeit darauf setzte, dass wir es trotz der gegebenen Umstände »zu etwas bringen würden«. So als hätte sie uns mit diesen Namen etwas Grandioses mit auf den Weg geben wollen, um die Tatsache wettzumachen, dass wir keinen Vater hatten. Oder, genauer gesagt, dass sie nie ganz sicher gewesen war, wer unser Vater war.

Nicht dass unsere Mutter nach wie vor noch so wild gewesen wäre. Davon hatten wir zwei Kinder sie allem Anschein nach kuriert. Wenn sie mit ihrer dunklen Pagenkopffrisur, den gebügelten weißen Blusen, den winzigen Goldohrringen aus dem Supermarkt und den halbhohen Schuhen zur Arbeit ging, schien nichts mehr an ihre turbulente Jugend zu erinnern. Nur ab und zu blitzte die alte Wildheit in halb vergessenen Anekdoten auf, während sie ansonsten ihrer feingliedrigen Schönheit anhaftete wie eine verblasste Erinnerung. Wenn ich, wie ich es ab und zu tue, von meiner Mutter als jungem Mädchen träume, dann trägt sie stets ein bonbonrotes Kleid mit weitem Rock und kleine, flache Pumps mit Schleifchen. Sie hat eine winzige Taille. Das Haar sitzt wie eine glänzende Kappe auf ihrem Kopf. Und ich kann sie lachen hören. In meinen Träumen sehe ich sie in Straßenkneipen sitzen, schummrigen Spe-

lunken abseits der großen Straßen, wo sich die Pick-ups auf dem Parkplatz drängen und Neonschilder das Schwarz durchdringen und wo der Lärm aus der Bar und der Musicbox alles zum Schweben bringt, ehe er hinausdriftet in die schwere, dunkle Nacht.

Aber das ist nur ein Traum. Wie es wirklich war, weiß ich nicht, denn meine Mutter hat es uns nie erzählt. Mit zunehmendem Alter wuchs in mir der Verdacht, dass sich ihre Jugenderinnerungen eher um Rückbänke von Chevrolts, Bierdosen und Fertigcocktails aus der Flasche drehten. Um Lastwagenfahrer auf der Durchreise. Natürlich war da die Sache mit unserem Haar, dessen Farbton einmalig in unserer Familie war und das unverwechselbar genug gewesen wäre, um uns als Hinweis zu dienen, hätten wir nach Hinweisen gesucht. Aber rückblickend muss ich sagen, dass Marina und ich uns erstaunlich wenig für unseren möglichen Erzeuger interessierten. Es kümmerte uns kaum oder überhaupt nicht, wer unser Vater war. Unsere Welt war in sich abgeschlossen und komplett. Nacht für Nacht spannen wir, während wir oben in unserem Zimmer dem Gesang unserer Mutter lauschten, an den Fäden unseres ganz speziellen Kokons.

Wir liegen ausgestreckt und reglos in unseren Einzelbetten, und falls unsere Mutter die Treppe hochkommen und nach uns schauen sollte, wie sie es so oft tut, muss sie aus unseren schräg liegenden Köpfen und den reglosen Händen schließen, dass wir tief und fest schlafen. Doch sie täuscht sich. In diesen Nächten treiben Marina und ich nicht hoch über unserer Farm auf einer Traumwolke dahin. Wir sind nicht hinabgesunken in die Tiefen eines unschuldigen Schlafes. O nein. Wir sind hellwach.

Ohne die kleinste Bewegung, ohne das leiseste Geräusch weben Marina und ich Worte. Wir lassen sie an dem Lichtstreifen entlanggleiten, der unter der Tür hindurch in unser

Zimmer dringt. Wir schicken Sätze, Mitteilungen, Gelächter durch den dunklen Raum, zunehmend schneller und schneller, wie hektisch flatternde Motten. Wir weben an den Strängen unseres geheimen Kokons. Wir spinnen Nachtgespinste.

Nicht dass unsere Mutter irgendwas davon geahnt hätte. Nicht dass irgendwer irgendwas davon geahnt hätte. Das ist unser Geheimnis. Niemand weiß von unseren Nachtgespinsten. Niemand weiß, wie viel wir miteinander reden, niemand weiß von dem Geflecht unausgesprochener Worte, das uns verbindet. Daran arbeiten wir in aller Stille. Und wenn unsere Mutter dann vorsichtig die Tür aufschiebt, belohnt sie uns für das, was sie für tiefen Schlaf hält. Sie flüstert: »Braves Mädchen.« Sie sagt es nur in Einzahl, aber immer zu uns beiden, als wären wir eins. Was wir in Wahrheit auch sind. Wir sind ein Herz und eine Seele, Marina und ich. Blitzgescheit. Zuckersüß. Spiegelbilder. Wir sind Zwillinge.

Mit neun oder zehn Jahren konnten Marina und ich ganze Unterhaltungen führen, ohne dass wir einen Mucks von uns gegeben hätten. Unsere Nachtgespinste waren, obwohl im Dunkeln geboren, längst gefestigt genug, um dem hellen Tageslicht standzuhalten. Manchmal spürte ich ein Kitzeln hinten am Haaransatz, ein leichtes Aufstellen der feinen, weichen Nackenhärchen, und brauchte Marina nicht einmal anzusehen, um zu wissen, was sie mir mitteilen wollte. Oft schickte sie halbe Romane in meinen Kopf, ob ich sie nun hören wollte oder nicht. Ich war wie ein auf Empfang geschaltetes, papierloses Faxgerät. Mein Geist war wie eine leere Tafel, die Marina beschreiben konnte, wann immer es ihr gefiel. Meist wich sie meinem Blick aus, wenn sie mir Nachtgespinste schickte. Das Kinn eigensinnig vorgeschoben, den Blick auf eine Wand oder ein Feld ge-

richtet, sendete sie mit abgewandtem Gesicht ihre Botschaften. Und über ihr Gesicht huschte dann jedes Mal ein winziges, triumphierendes Schmunzeln, weil ich sie nicht daran hindern konnte, weil ich sie, all meinen Bemühungen zum Trotz, nicht aus meinem Kopf aussperren konnte.

Ehrlich gesagt versuchte ich das meistens gar nicht. Genauso wenig wie sie, soweit ich weiß. Denn ich nutzte ebenfalls mein Privileg, Nachtgespinste schicken zu können. Auch ich sendete meinen Anteil an Botschaften über unseren Privatkanal. Aber ich weiß nicht, ob Marina ebenfalls ein Kitzeln am Haaransatz spürte oder ob ihr meine unerbetenen Besuche in ihrem Kopf bisweilen unangenehm waren. Ich nehme an, dass es so war, aber nur, weil ich es so empfunden habe. Mit Sicherheit weiß ich es nicht, und da ich Marina nie gefragt habe, werde ich es nie erfahren. Denn meine Schwester ist tot. Sie wurde vor achtzehn Monaten in Alexandria, Virginia, ermordet. Seither ist sie nur noch ein Aktenzeichen, ein ungelöster Mordfall. Einer unter vielen.

Es wird bald regnen, das kann ich riechen. Das hohe Schiebefenster zum Balkon steht offen, sodass die Geräusche und Gerüche der Stadt in mein Zimmer dringen können. In diesem Teil von Philadelphia hält sich der Verkehr in Grenzen. Man sagt, die Stadt liege im Sterben, was eine Erklärung für die Stille sein könnte. Nur gelegentlich höre ich Schritte auf dem Trottoir unten oder ein lautes Lachen oder das Rauschen eines vorbeifahrenden Autos, das wie ein tiefes Ausatmen klingt.

In der Nische hinter dem offenen Kamin erhebt sich rastlos der Hund. Es ist ein deutscher Schäferhund, ein langbeiniger, zweifarbigiger Wolfshund, teils schwarz, teils braun, mit Bärenschnauze und goldenen Augen. Ich beobachte, wie er sich von seinem Lager erhebt, sich streckt und mich

mit ernstem Blick ansieht. Es ist kurz vor Mitternacht, Zeit für uns hinauszugehen, ein letztes Mal durch die leeren Straßen zu patrouillieren. Er tritt mir voran durch den Korridor und wartet an der Tür, bis ich meinen Sweater übergezogen habe und seine Leine in der Hand halte.

Wir öffnen die Tür und bleiben kurz vor der Wohnung stehen. In diesem Haus leben nur fünf Menschen, sodass man sich leicht vorstellen kann, die drei anderen Wohnungen würden gar nicht existieren, der Hund und ich wären ganz allein, und wir würden, sobald wir aus der Wohnungstür ins Treppenhaus treten, hundert Jahre rückwärts durch die Zeit stürzen.

Das Haus ist ein Ziegelbau, eine Grand Dame aus viktorianischer Zeit, die sich nur notdürftig der Moderne angepasst hat. Die einst mit Gas betriebenen Wandleuchten sind geformt wie flammenförmige Knospen aus Glas. Über der Treppe selbst hängt ein widerwillig auf Strom umgestellter Messinglüster. Ein Stockwerk weiter oben schimmert schwach ein gläsernes Oberlicht, hinter dessen Milchglas-scheiben man unwillkürlich eine Schneedecke oder dichten Londoner Nebel vermutet. Die mit einem dicken, blutroten Teppich belegten Stufen winden sich in vier Absätzen hinab zum Parkettboden der Eingangshalle. Die mächtigen Geländerpfosten sind kunstvoll gedrechselt und viel zu breit, als dass ich meine Hand darum schließen könnte. So spät in der Nacht, wenn alles still ist, habe ich das Gefühl, ein kleines Kind zu sein, dessen Eltern tief und fest schlafen.

Die schwere Haustür fällt hinter uns ins Schloss, gerade als der Hund und ich von der Vortreppe auf das Trottoir treten. Wir halten inne, schnüffeln und lauschen, und beginnen dann unseren Rundgang, der uns erst nach links und am Ende des Blocks wieder nach links führen wird. Wir folgen dabei einer festen Route. Bis zum Ende des Delancey

Place inspiziert der Hund jedes einzelne Eisengeländer und beschnuppert jeden einzelnen Ginkgobaum. Mehrmals hält er zwischendurch inne, um mit scharfem Blick die Treppen hinaufzusehen, über denen glänzend schwarze Türen thronen, deren Klopfer aus poliertem Messing bestehen und wie Klauen oder Löwenpfoten geformt sind. Ein besonders fein gearbeiteter Türsturz wird von zwei Karyatiden getragen. Der Hund wirft ihnen im Vorbeitrotten einen verschwörerischen Blick zu, während sie wohlwollend auf uns herabschauen, so als hätten sie reichlich Gelegenheit, ihren Gedanken nachzuhängen, während sie mit ihren Köpfen das Haus stützen. Ob es regnet, ob ein eisiger Wind geht oder pulverige Schneeflocken uns mit Nadelstichen peinigen, der Hund weicht nie von seinem Ritual ab. Manchmal treiben mich sein gemächlicher Trott, seine Gelassenheit zum Wahnsinn, aber heute Abend nicht. Es ist Herbst, doch obwohl wir schon Mitte September haben, ist der Wind nicht mehr als ein warmer Lufthauch, der vom Delaware heraufweht und uns weichen, altweibersommerlichen Regen verspricht.

In Nächten wie dieser meine ich manchmal das Meer zu riechen. Der Hafen von Philadelphia liegt weitab vom offenen Wasser. Trotzdem gefällt mir die Vorstellung so gut, dass ich sie auf keinen Fall aufgeben will. »Du lügst!«, unterstellte mir George regelmäßig, wenn ich behauptete, ich könnte den Ozean schmecken, ich könnte hinten im Gaumen das Salz zerreiben. Dann lächelte er immer, nahm meine Hand und rief mit entsetzt hochgezogenen Brauen: »Susannah, du bist ja eine Lügnerin!« Für George, der in den Kleinstädten des Mittleren Westens geboren und aufgewachsen war, war meine Verlogenheit gleichermaßen verwerflich wie erotisch. Ich frage mich, ob er die Idee des nahen Meeres und meine Lügen wohl vermisst. Dann rufe ich mich streng zur Ordnung, dass George mich nichts

mehr angeht. Er hat seine Zelte hier abgebrochen und in Paris wieder aufgeschlagen, und es steht mir nicht mehr zu, an ihn zu denken oder mich in fruchtlosen Spekulationen zu ergehen. Ich habe es aufgegeben, das Wetter in Frankreich zu verfolgen oder die Zeitverschiebung nachzurechnen. Das führt nur ins Verderben. Der Hund biegt links und noch mal links ab, und schon befinden wir uns auf der Schlussetappe.

Gerade als ich die Tür hinter uns abschließe, schlägt die Uhr in der Eingangshalle zwölf. Ich lasse den Hund von der Leine, der mir voraus die Treppe hinaufrennt. Noch während er vor der Tür auf mich wartet, läutet das Telefon. Er schaut mich mit schief gelegtem Kopf an, bis ich seinen Blick erwidere und die Schultern hochziehe, wobei ich gleichzeitig den Schlüssel ins Schloss schiebe. Mit der Schnauze drückt er die Tür auf, ich wische mir die Schuhe ab, lege die Leine auf den Tisch und folge ihm ins Wohnzimmer, am Schreibtisch vorbei, wo zornig das Telefon schrillt.

Anfangs bin ich noch hingegangen. »Hallo, hallo«, sagte ich jedes Mal freundlich. Aber nie hat mir jemand geantwortet. Ein paarmal habe ich sogar die Stern-sechs-neun gewählt, um mir die Nummer des Anrufers ansagen zu lassen, aber ich hörte immer nur ein Piepen, das, wie mir der technische Kundendienst erklärte, bedeutete, dass der Anrufer seine Nummer »unterdrückt« hatte. Inzwischen sind mir die Anrufe egal. Ich habe mich daran gewöhnt. Sie sind ein Teil unseres Mitternachtprogramms, genau wie der tägliche Spaziergang. Das Telefon läutet regelmäßig genau fünf Mal, dann verstummt es, kurz bevor mein Anrufbeantworter anspringt. Noch während mir das durch den Kopf geht, wird es still im Raum, und die ersten Regentropfen schlagen gegen das Balkonfenster.

Der Hund patrouilliert kurz durch die ganze Wohnung

und kehrt dann in sein Bett im Wohnzimmer zurück. Er schläft nicht in meinem Schlafzimmer; er bleibt lieber auf Distanz. Auch wenn er mir treu ergeben ist, biedert er sich nicht an und neigt nicht zum Kuscheln. Denn er hat eine wichtigere Aufgabe, die er selbst gewählt hat. Er wacht an meiner Tür.

Seine gelben Augen folgen mir. Ich spüre seinen kühlen Blick im Rücken, als ich, von meinem Spiegelbild gefangen, im Gang stehen bleibe. Seit nur noch ich allein übrig bin, sehe ich gleichzeitig wie früher und anders als früher aus, finde ich. So als wäre ich, seit Marina nicht mehr da ist, konzentrierter als zuvor. Ich bin wie beide in einer Person, verdoppelt, destilliert.

Ich fasse an meinen Kopf, um die Nadel aus meinem Haar zu ziehen, halte aber mitten in der Bewegung inne, als ich die Hand im Spiegel nach oben fahren sehe. Es ist die Hand meiner Mutter, hundertprozentig. Knochig und langfingrig fährt sie auf in die Luft, mit einer nackten Stelle, wo Momma ihren Ring trug. Die klaustrophobische Art, mit der meine Mutter und Marina von mir Besitz ergriffen haben, ist gespenstisch und irgendwie tröstlich zugleich. So als wären sie aus dem Spiel ausgeschieden und hätten es mir überlassen, die Familie auf Erden zu vertreten. Ich rufe mich zur Ordnung, schiebe die beiden wieder weg und führe die Geste, in der sie mich haben versteinern lassen, zu Ende, indem ich die große Nadel herausziehe und die Haare über meine Schultern fallen lasse. Ich bin nicht eitel, aber die bronzene Löwenmähne ist mein ganzer Stolz.

Ich werde mir noch ein Glas Wein einschenken. Der Regen gewinnt langsam an Tempo, er springt in einem wilden Tanz auf der Bleiverkleidung des Balkons herum und verbreitet einen fahlen Schein, dem die Lichter der Stadt einen rötlichen Schimmer verleihen. Auch wenn ich diese letzten warmen Nächte genieße, freue ich mich schon auf die

scharfe Kälte des Herbstes. Manchmal glaube ich, dass ich nur der Jahreszeiten wegen in den Norden gezogen bin. Aber andererseits wäre es auch möglich, dass ich es einfach nicht weiter geschafft habe als bis in diese Stadt und hier hängen geblieben bin. Vielleicht gibt es überhaupt keinen tieferen Grund für mich, hier zu sein, und vielleicht beharre ich genau darum auf meine Fantasien, wie zum Beispiel auf den Geschmack des Meeres. Vielleicht bilde ich mir alles nur ein. Schließlich waren Marina und ich unverbesserliche Lügnerinnen.

Ständig heckten wir irgendwas aus, Geschichten oder Ausreden, nur so zum Spaß. Ich wusste sofort, wann Marina damit begann. Meist fing ich einen winzigen Seitenblick auf und bestätigte daraufhin ihre Geschichte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Meine Großmutter war besonders leicht reinzulegen. Manchmal gingen wir sie nach der Schule besuchen und machten ihr weis, dass wir einen kleinen Hund bekommen würden, dass wir unser Schlafzimmer türkis streichen würden, dass es zum Abendessen nur Zitronenkuchen gegeben hätte und dass wir bis Mitternacht fernsehen dürften. Wenn ich es mir recht überlege, hat sie uns eigentlich nie besonders beachtet. Womöglich waren wir gar nicht so gut im Lügen, oder sie hatte Besseres zu tun, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was wir aßen oder im Fernsehen anschauten. Oder ihr waren diese Geschichten nur allzu vertraut. Schließlich bin ich der lebende Beweis dafür, dass unsere Mutter alles andere als ein Engel war.

Momma dagegen merkte sofort, wann wir logen. Dann sah sie uns kurz aus dem Augenwinkel an oder hob die Hand wie ein Schutzmann auf der Kreuzung, bis der Ehering, den sie trotzig an ihrem Finger trug, im Licht aufblitzte. Oder sie sagte einfach nur: »Na, das ist ja starker Tobak«, was uns unverzüglich jeden Wind aus den Segeln

nahm. Denn nichts auf der Welt kann eine gute Lüge so schnell versenken wie die Erkenntnis, dass sie nicht geglaubt wird. Aber abgesehen von Momma war das gewöhnlich kein Problem. Charlie und Dex Eames, Sonny Delray, Della Hervey oder Annie Louise Blakemore nahmen uns, genau wie jeder andere, der uns Gehör schenken wollte, bereitwillig ab, dass wir schon in den nächsten Tagen ein kleines Hündchen bekommen und später mal Balletttänzerinnen werden würden.

Mit zehn bekamen wir dann tatsächlich Ballettunterricht. Bezahlt wurde er von dem »Marmeladegeld« unserer Mutter und mit ihren zusätzlichen Einsätzen als Bedienung im einzigen eleganten Restaurant im Ort, dem *Coachstop*. Als das *Coachstop* im Sommer desselben Jahres endlich Alkohol ausschenken durfte, war das wie ein Lottogewinn, weil damals alle mehr verdienten und alle Gäste vor dem Essen einen Cocktail nahmen. Ich kann mich nicht entsinnen, nur ein einziges Mal gehört zu haben, dass jemand in unserer Stadt Wein getrunken hätte. Zu Hause wurde Bier getrunken oder Pfirsichsirup oder Starkbier aus Flaschen mit langen Hälsen. Wenn die Leute ausgingen, bestellten sie Bourbon, mit oder ohne Eis, einen Martini oder manchmal auch Sachen wie Sidecars. Eine echte Lady genehmigte sich bei solchen Gelegenheiten vielleicht einen Tom Collins oder einen Seabreeze oder einen Whiskey Sour.

Ich liebe diese Namen wie ehemals. Ich habe eine Schwäche für Angostura Bitter und Maraschinokirschen und die kleinen Papierschildchen, bei denen es jedem, der in einem meiner Restaurants speist, auf der Stelle den Appetit verschlagen würde. Damit verdiene ich übrigens mein Geld, ich designe Restaurants. Ich bezeichne sie als »meine« Restaurants, was sie natürlich nicht sind. Es sind nur meine Entwürfe, meine Ideen, meine zum Leben erweckten künstlerischen Visionen. Sie sind unverwechselbar. Es sind

jene Edelrestaurants, in denen auf riesigen Tellern kleine, kompliziert gestaltete Speisetürmchen serviert werden und wo den Gästen in unerhört schicken Sitzgruppen Rechnungen präsentiert werden, deren Größe sich umgekehrt proportional zu den servierten Portionen verhält. Davon lebe ich, so schlage ich mich durchs Leben. Ich erschaffe das Ambiente, den Look, den sicheren Hafen, in den die Menschen einlaufen, um sich verköstigen zu lassen.

Jedenfalls hatte unsere Mutter in dem Jahr, als wir zehn waren, so viel Marmelade und Relish und Chutney verkauft, dass sie uns Ballettstunden spendieren konnte. Das *Shall We Dance Studio*, das im Grunde aus einem einzigen großen Raum mit einem Spiegel und einer Ballettstange an der Wand bestand, befand sich im Obergeschoss des Haushaltswarengeschäfts. Hinauf kamen wir nur über eine baufällige Holzterrasse, die an der Außenwand entlanglief und ebenso gefährlich wie illegal war, davon bin ich hundertprozentig überzeugt. Jeden Mittwoch nach der Schule gingen wir hin. Wir pliierten, watschelten im Entengang und quengelten unermüdlich nach den rosa Leotards mit dazu passender Strumpfhose, bis wir sie schließlich von unserer Großmutter und Onkel Ritchie, der bei ihr wohnte, geschenkt bekamen. Unsere Mutter staffierte uns mit Ledersohlen-Ballettschühchen aus, die oben schwarz glänzten und unten butterweich waren und wie zum Gebet gefaltete Hände aussahen, wenn sie von einem Gummiband zusammengehalten wurden.

Vor der Weihnachtsaufführung träumten wir beide davon, die Zuckerfee spielen zu dürfen, aber das schaffte keine von uns. Im ersten Teil waren wir Mäuse, im zweiten Zuckerstangen, und seither kann ich den *Nussknacker* nicht mehr ausstehen. Marina war der Meinung, das sei egal. Als wir eines Nachts nach einer besonders langweiligen Probe im Kirchensaal zu Hause in unseren Betten lagen, webte

mir Marina die Worte zu. Sie sagte, es sei egal, das hätte überhaupt nichts zu bedeuten, unsere Zeit würde schon noch kommen. Sie sagte, wir würden es allen zeigen, denn eines Tages wären wir die perfekten Schwäne.

Dann würden wir den *Schwanensee* tanzen: eine von uns wäre der schwarze Schwan, die andere der weiße Schwan, und alle beide wären jeweils die perfekte Umkehrung des anderen. »Schau hin«, hatte Marina mir befohlen. »Schau hin, du kannst sie sehen.« Tatsächlich, das konnte ich. Genau wie sie versprochen hatte, tanzten die Schwäne in den dunklen Ecken unseres Zimmers. Sie sprangen und flatterten auf, ohne auch nur ein einziges Mal den Fuß falsch zu setzen, bis der arme Prinz viel zu vernarrt war, um zu begreifen, dass er es mit mehr als einem Schwan zu tun hatte.

Ich denke oft an diese Schwäne. Jahrzehntelang hatte ich sie vergessen, aber in letzter Zeit sind sie wieder zum Leben erwacht. Ich kann sie in den dunklen Ecken eines ganz anderen Zimmers sehen, das so gar nichts mit den Kinderbetten und Schiebefenstern und löchrigen Fliegengittern von damals zu tun hat. Das Zimmer, in dem ich heute schlafe, ist ein stilgetreues Schatzkästchen. Der viktorianische Stuck und die Deckenrosette wurden von dem im Erdgeschoss wohnenden Architektenpaar, dem das Gebäude gehört, in liebevoller Kleinarbeit restauriert. In einem architektonischen Meisterwerk wie unserem Haus zu wohnen ist ein einziger Genuss. Das bekomme ich wenigstens ständig zu hören. Denn dank des hier garantierten guten Geschmacks können wir alle in der beruhigenden Gewissheit schlafen, dass die Treppen nicht plötzlich mit einem unglücklich gemusterten Teppich überzogen oder die Kristallglas-Füllungen der Türen im Vestibül gegen Sperrholz ausgetauscht werden.

In meiner Wohnung sind alle Zimmer hellgrau oder moosgrün gestrichen, Farben, die ich seit jeher geliebt habe. Frü-

her, als ich noch dachte, ich würde irgendwann heiraten, spielte ich sogar mit dem Gedanken an ein graues Hochzeitskleid. Ganz blass und hauchdünn wie ein Spinnennetz. Aber ich habe nie geheiratet, und so liege ich heute ganz allein mit meinen Schwänen im Schlafzimmer. Sie kommen in die Dunkelheit oder eher aus der Dunkelheit, zwei identische Diven, eine schwarz, eine weiß. Sie drehen sich, sie flattern und pirouettieren. Aber plötzlich, genau vor dem großen Sprung, zögern sie und halten inne, ganz unversehens, wie zwei Figuren auf einer Spieldose, deren Spielwerk abgelaufen ist.

Dass die eigene Zeit abgelaufen sein könnte, merken wir erst, wenn es so weit ist. Aber danach lässt uns der Gedanke keine Ruhe mehr. So als würden wir mit einer Sanduhr leben, die sich erbarmungslos leert. Sandkorn um Sandkorn. Als Kind können wir uns nicht vorstellen, dass die eigene Mutter nicht ewig leben wird oder dass die langen Sommer irgendwann zu Ende gehen werden oder dass wir nicht immer eine zweite Chance bekommen. Wir denken nicht an den langsamen Fraß des Krebses, der den Körper aushöhlt, und es kommt uns nicht in den Sinn, dass in irgendeiner Märznacht, gerade als der Frühling einsickert und mit seinen Farben den Winter wegschwemmt, ein Fremder an der Tür der eigenen Schwester läuten und die Schwelle übertreten könnte.

Solche Dinge können wir uns erst vorstellen, wenn sie passiert sind, und dann gehen sie uns nicht mehr aus dem Kopf. Mir wenigstens nicht. Daran muss ich denken, während ich dem Regen lausche und auf die schlierigen Großstadtlichter hinter meinem Balkon starre. Meine Gedanken kreisen um Nachtgespinste, um zerrissene Spinnweben und um Worte, die ungehört in der Dunkelheit verhallen.

2

In der Nacht bevor unsere Mutter starb, wurde ich von Marina geweckt. Das Drängen in ihrer Stimme, untermalt von dem lauten Hämmern an meiner Zimmertür, zerrte mich aus dem Schlaf. Als wir uns an der Universität von North Carolina eingeschrieben hatten, hatte Marina vorgeschlagen, dass wir uns ein Zimmer zusammen nehmen sollten, aber ich war strikt dagegen. Auf dem College war ich zum ersten Mal wirklich weg von zu Hause, hier war ich das erste Mal wirklich frei, und ich war fest entschlossen, das Beste daraus zu machen.

Ich war damals achtzehn und hatte endlich begriffen, dass mein Kopf nicht unbedingt eine Art Gemeinschaftseigentum zu sein brauchte, das ich mit meiner Schwester zu teilen hatte. Bis wir im Herbst 1983 endlich unsere identischen Reisetaschen gepackt und in Mommas Wagen geladen hatten, um die Fahrt nach Chapel Hill anzutreten, hatte ich drei Monate lang Marinas Groll ertragen und mehrere mütterliche Predigten zum Thema Grausamkeit über mich ergehen lassen. Nichts davon hatte Wirkung gezeigt. Nicht einmal eine Woche, nachdem mir meine Mutter Glück gewünscht und mit großen, sorgen- und hoffnungsvollen Augen einen Abschiedskuss aufgedrückt hatte, hatte ich meine Haare abgeschnitten. Ich sah aus, als sei ich unter eine Heckenschere geraten, aber ich war begeistert. Nie wieder würde mich irgendwer ansprechen und erst nach dem dritten Satz merken, dass ich nicht Marina war.

Nun, kurz vor der Morgendämmerung an jenem Oktobermorgen drei Jahre nach unserer Ankunft in North Carolina, stand Marina, wild gegen meine Tür hämmernd, im Gang und forderte meine gesamte Aufmerksamkeit ein. Kaum

hatte ich die Tür geöffnet, platzte sie ins Zimmer wie der Zorn Gottes, die feuchte, nach frisch gemähtem Gras duftende Nachtluft wie einen Schweif hinter sich herziehend. Fassungslos schaute ich zu, wie sie meine Sachen zusammenraffte. Kleider, Bürste, Brille, Schuhe, alles wurde in eine blaue Leinentasche geschmissen, und noch während sie sagte: »Es ist was mit Momma, komm schon, wir müssen los!«, merkte ich, wie sich mein Magen zu einer ätzenden, mit Säure gefüllten Pfütze aus Angst zusammenzog.

»Woher weißt du das?«, brachte ich schließlich heraus. Sie drückte mir ein Sweatshirt und eine Jeans in die Hände und schüttelte gleichzeitig den Kopf über meine offensichtliche Dummheit, über die klebrige Lähmung, die mich befallen hatte.

»Onkel Ritchie hat angerufen«, antwortete sie. »Und wenn du wie jeder normale Mensch ein Telefon hättest, dann hätte er dich ebenfalls angerufen.«

Ich fühlte mich, als hätte jemand einen Eimer Leim über mir ausgekippt, der jetzt verhärtete. Inzwischen hatte mich Marina allerdings bereits zur Tür geschoben wie ein großes, störrisches Tier, eine Kuh oder eine Ziege, die bei der ersten Gelegenheit in die Knie sinken und sich nicht mehr vom Fleck rühren würde.

»Ich habe es sowieso schon gespürt«, ergänzte sie, wie nicht anders zu erwarten. Meine Schwester war hartnäckig davon überzeugt, übersinnliche Kräfte zu besitzen und ganz nach Belieben mit mir oder Momma oder weiß Gott wem kommunizieren zu können. Am liebsten hätte ich sie darauf hingewiesen, dass ich genau aus diesem Grund kein Telefon brauchte. Aber ich widersprach ihr nicht. Stattdessen ließ ich mich den Gang entlang, die Treppe hinunter und auf die Straße schieben, wo Marinas alter blauer Honda auf uns wartete, verwegen halb auf dem Rasen parkend wie ein vergessenes Matchbox-Auto.

Inzwischen habe ich den Eindruck, dass sich solche Fahrten stets gleichen. Sie haben gewisse Eigenheiten gemeinsam, die Momente im Leben, in denen alles unaufhaltsam ins Rutschen gerät, ohne dass wir uns dem entgegenstemmen könnten. Jedes Detail erscheint unermesslich groß. Unerbittlich klar sieht man die Tankstelle vor sich, in die man einbiegt, bevor es auf die Interstate geht. Unauslöschlich prägt sich das Neonschild mit dem blinden Buchstaben ein, der Tankwart, der mit der lethargischen Feindseligkeit eines typischen Teenagers angeschlurft kommt und dezent nach Marihuana und Spearmint-Kaugummi riecht. Und unvergesslich bleibt, wie enttäuscht man ist, wenn die Nachtluft durch das heruntergekurbelte Fenster hereinweht, ohne die schockierende, sehnlich erhoffte Kälte zu bringen, die endlich irgendein Gefühl auslösen sollte.

Ich kauerte mich auf meinem Sitz zusammen, löste in einer Trotzreaktion den Sicherheitsgurt und stemmte die Füße gegen das Armaturenbrett. Aber als ich aus dem halb heruntergedrehten Fenster schauen wollte, war das Glas wie blind. Ich sah pausenlos nur mein Spiegelbild, das mich anstarrte, und dahinter, im Glas gefangen, Marinas Profil hinter dem Lenkrad.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie mir bewusst wurde, dass Momma krank war. Es war im Frühling während der Semesterferien in unserem ersten Jahr am College, lange bevor jemand das Thema ansprach, lange bevor wir wirklich von ihrer Krankheit »wussten«, im diagnostischen Sinn des Wortes. Wenn ich Marina wäre, würde ich wahrscheinlich darauf bestehen, dass Momma eine schwarze Aura hatte oder so, aber ich brauchte keine übernatürlichen Hinweise, um zu erkennen, was unübersehbar war.

Ich stand damals gerade im Esszimmer unseres Hauses, wo ich an einem Projekt gearbeitet hatte. Weil ich sonst

nirgendwohin konnte, war ich während der Semesterferien heim nach Petamill gefahren, wo ich gleich nach meiner Ankunft meinen Krempel über den gesamten Esstisch verstreute und ihn auf diese Weise unbenutzbar machte. Meine Mutter und ich hatten uns deswegen gestritten. Irgendwie habe ich den Eindruck, als hätten wir ständig gestritten, seit ich in Chapel Hill war.

Ob es an Ostern Truthahn oder Schinken geben sollte, ob sie das Recht hatte, meine alten Anzihsachen auf dem Flohmarkt zu verkaufen, ob ich ihr Auto nehmen durfte oder nicht, ob ich meine Schuhe ständig im Wohnzimmer stehen lassen musste oder nicht. Aber im Grunde ging es weder um die Schuhe noch um das Auto, und ehrlich gesagt war mir scheißegal, was mit meinen alten Hosen passierte oder was wir an Ostern aßen. Ich kämpfte nicht gegen Mommas Ansichten, sondern gegen Momma selbst. Gegen ihren Stoizismus, ihren unerschütterlichen Optimismus, ihre rastlose Ackerei in all den Jahren, in denen sie die Damen im *Coachstop* an einen freien Tisch führte und ihnen das Club Sandwich und die Krabbenpastete empfahl, in denen sie einmachte und Marmelade kochte und sparte und hoffte, dass irgendwie alles gut würde, dass wir Mädchen es einmal weiter bringen und nicht in diesem winzigen Südstaatenkaff versauern würden.

Wenn ich heute zurückblicke, weiß ich nicht recht, was ich damals eigentlich von ihr erwartete. Aber ihre Resignation löste Panik bei mir aus. Ich wollte, dass sie irgendwas unternahm. Sie sollte sich endlich anstrengen, kämpfen, sich gegen die Verhältnisse zur Wehr setzen. Ich wünschte mir so sehr, dass sie sich von diesen staubigen, schmutzigen Seitenstraßen freistrampelte, von dem ewigen Klat-schen der Fliegentüren und den baptistischen Kirchengesängen und den Reklametafeln am Ortseingang, auf denen zu lesen war: JESUS LEBT! Aber meine Mutter glaubte



Lucretia Grindle

Nur in der Nacht

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36743-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2007

Gänsehaut-Spannung mit geradezu hypnotischer Wirkung!

Seit dem gewaltsamen Tod ihrer Zwillingsschwester Marina vor einem Jahr hat Susannah de Broom keine Ruhe mehr gefunden. Jede Nacht wird sie von einem Unbekannten bedroht. Anscheinend kann nur eines Susannah jetzt noch helfen: eine Reise in die Vergangenheit – zu den tödlichen Geheimnissen eines lang vergessenen Sommers ...